

Probleme des Theaterneubaus

Autor(en): Adolf Zogg
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1960

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ff607aba-b4df-47fd-9592-948c552b3597>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Probleme des Theaterneubaues

Von Adolf Zogg

Mit Freude habe ich der Einladung der Redaktion des «Basler Stadtbuches», über das Problem des Theaterneubaues einen Aufsatz zu schreiben, Folge geleistet, brennt mir doch dieses Problem seit langem unter den Nägeln. Schon lange weiß man um das dringende Bedürfnis eines neuen Theatergebäudes, und dieses Wissen hat so tiefe Wurzeln geschlagen, daß nun auch die Behörden scheinbar mit ganzer Energie der Verwirklichung dieses Zieles zusteuern. Es wäre aber meiner Meinung nach verfehlt, in diesem Aufsatz einfach festzustellen, daß bei Volk und Behörden die Erkenntnis der Notwendigkeit eines Theaterneubaues vorhanden ist und daß deshalb auf eine Schilderung der Mängel des alten Hauses am Steinenberg verzichtet werden kann. Es gibt nämlich auch Kreise, die der Ansicht sind, es müsse wohl einmal in dieser Beziehung etwas unternommen werden, man solle aber wegen der Dringlichkeit nicht übertreiben, da es ja bisher auch möglich gewesen sei, mehr oder weniger gut im alten Theater zu spielen. Unter welchen Bedingungen aber das Theaterspielen heute ermöglicht werden muß, können außer den betroffenen Künstlern und Technikern des Theaterbetriebes nur diejenigen ahnen, die anlässlich der Führungen durch das Theater einen «Blick hinter die Kulissen» werfen konnten. Diese haben nämlich gesehen, daß der veraltete Zuschauerraum, in dem fast die Hälfte aller Plätze ungenügende Sichtverhältnisse aufweist, nur das kleinste Übel darstellt, ein Übel, dem vielleicht durch einen Umbau sogar weitgehend abgeholfen werden könnte. Die Betriebsräume aber, die Bühne, die Werkstätten, die Garderoben der Künstler, die sanitären Einrichtungen, die Magazine etc. stehen in keinem normalen Verhältnis mehr zu den Bedürfnissen, die heute an einen rationellen Betrieb gestellt werden.

Die Bühne entspricht in ihren Maßen derjenigen des im

Jahre 1873 erbauten Theaters, obwohl die Platzanforderungen gegenüber damals infolge der heute gänzlich anders gearteten Bauweise der Kulissen ein Mehrfaches betragen. Während in der «guten alten Zeit» für jedes Werk eine Standard-Dekoration im Magazin eingelagert war, die bei Bedarf hervorgeholt und in kurzer Zeit aufgebaut werden konnte, wird heute für jede Neu-Inszenierung eine meist komplizierte Bühnendekoration geschaffen, wobei immer anspruchsvollere Bauten — teilweise große Konstruktionen aus Holz, Stahl und Plastik — gefordert werden, nicht zuletzt, um neben Film und neuerdings auch Fernsehen bestehen zu können. Daß die heutigen Bühnenmaße infolge dieser strukturellen Änderungen der Dekors nicht ausreichen, liegt auf der Hand; daß die bei uns fehlenden und an jedem einigermaßen modern zu bezeichnenden Theater als unbedingte Voraussetzung vorhandenen Seiten- und Hinterbühnen die technische Leitung täglich vor beinahe unlösbare Probleme in bezug auf die Montage, die Umbauten und Einlagerung der Dekorationen stellt, ist ebenfalls nicht verwunderlich. Resultat: die einzelnen Dekorationsstücke müssen zusammenklappbar und dadurch komplizierter und teurer konstruiert werden, die Bühne ist ständig von Kulissentellen vollgestopft, wodurch eine Ordnung und Übersicht verunmöglicht und die Unfallgefahr erhöht wird, eine zusätzliche Ablagerung von Dekorationen hinter dem Hause und Verschandelung der Klostergasse ist unvermeidlich, wobei schon oft überraschende Gewitterregen großen Schaden anrichteten und sogar Aufführungen gefährdeten, abgesehen von den künstlerischen Beschränkungen, die den Regisseuren und Bühnenbildnern infolge der kleinen Bühnendimensionen auferlegt werden.

Die Werkstätten, besonders Malerei, Schreinerei, Schneiderei, Beleuchtungsabteilung und Schlosserei sind in Räumen untergebracht, die ausnahmslos zu klein und deren technische Einrichtungen zu primitiv eingerichtet sind. Es darf an dieser Stelle doch darauf hingewiesen werden, daß der Theaterbetrieb eine größere Equipe von insgesamt fünfundsechzig spezialisierten Berufsarbeitern beschäftigt (das nur abends beschäftigte Hilfspersonal nicht eingerechnet), die ein außeror-

dentlich großes und vielseitiges Arbeitsprogramm zu bewältigen haben. Sie alle, diese Verallgemeinerung ist leider Tatsache, sind gezwungen, unter Bedingungen zu arbeiten, die heute in der Privatwirtschaft kaum mehr anzutreffen sind. Ich möchte darauf verzichten, die einzelnen Abteilungen und ihre besonderen Mängel zu besprechen: der geneigte Leser ist eingeladen, diese durch persönlichen Augenschein kennenzulernen.

Eine Besonderheit möchte ich hier doch erwähnen, da sie meines Wissens einmalig auf der Welt, aber trotzdem bezeichnend für die Basler Verhältnisse ist: die Schreinerei, in der alle Holzteile für die Dekorationen mit Hilfe einer übrigens ebenfalls veralteten elektrischen (!) Säge zugeschnitten werden, befindet sich im Kellergeschoß des Garderobehauses unter den Bureau-Räumlichkeiten (von denen wir übrigens lieber gar nicht sprechen wollen). Alle dort angefertigten Holzkonstruktionen müssen von Arbeitern sechs Stockwerke hinauf in den Malersaal getragen werden, der im Dachgeschoß, über dem Kronleuchter des Zuschauerraumes, untergebracht ist, wo sie mit Leinwand bespannt, bemalt und weiterverarbeitet und meist auch zusammengeschraubt werden, da die Türen und Aufgänge für den Durchlaß größerer Stücke zu schmal sind. Nach der Fertigstellung im Malersaal gelangen die Dekorationsstücke mittels Handseil auf die Bühne, eine Prozedur, die zirka zehn Arbeiter während Stunden beschäftigt und die einen an das Hochziehen der schweren Steine beim Kirchenbau im Mittelalter, als die lose Winde noch nicht erfunden war, erinnert.

Bei den Garderoben für die Künstler und den sanitären Einrichtungen drängt sich ein Vergleich mit mittelalterlichen Gegebenheiten ebenfalls auf. Für alle Solisten der Oper, Schauspiel und Operette (47 Personen) stehen für Damen und Herren je 3 Garderobenräume zur Verfügung. Das Inventar besteht aus alten vergitterten elektrischen (!) Lampen, meist blinden kleinen Spiegeln, Garderobe-Kästchen sowie einem Wasserhahn, der nur kaltes Wasser abgibt. Jedem Mitglied steht ein halbes Kästchen zum Aufbewahren seiner Utensilien, wie Schminke etc., zur Verfügung. Bei personenreichen Stücken mit Zuzügern herrscht ein Gedränge in diesen kleinen Räu-

men, die der Konzentration des Künstlers auf die zu spielende Rolle nicht sehr förderlich ist. Sollte aber noch ein prominenter Gast verpflichtet sein, der gemäß Theaterusanz Anspruch auf eine eigene Garderobe hat, werden unsere Solisten in die verbleibenden zwei Garderoben gepfercht. Es ist erstaunlich, daß es immer wieder Künstler gibt, die trotz der geschilderten mißlichen Zustände nach Basel abschließen. (Von den fremdenpolizeilichen Vorschriften und Einschränkungen, vor allem den Mieten von Zimmern und Wohnungen, die es dem Theater auch immer wieder schwieriger machen, qualifizierte Künstler nach Basel zu locken, kann leider in diesem Aufsatz nicht gesprochen werden.)

Über die sanitären Einrichtungen möchten wir den Schleier des Schweigens und der Nächstenliebe ausbreiten. Der Ausruf eines Besuchers anlässlich einer Führung durch das Theatergebäude beim Anblick der Solisten-Toilette und des Duschenraums soll den allgemeinen Eindruck dieser Anlagen vermitteln: «Im Aktivdienst mußten wir uns oft mit solchen Toiletten begnügen.»

Der Theaterbetrieb benötigt ungewöhnlich große Magazine zur Aufbewahrung der großen und sperrigen Kulissen. Während Jahrzehnten konnten diese an der Malzgasse, in der alten Reithalle, eingelagert werden. Seit drei Jahren steht uns dieser Raum nicht mehr zur Verfügung, und nur mit größter Mühe ist es uns gelungen, im — Birsfeldener — Hafen-Areal ein geeignetes Magazin zu mieten. Obwohl uns am Klosterberg noch ein kleineres, der Gesellschaft des Basler Stadttheaters gehörendes Magazin zur Verfügung steht, sind wir doch gezwungen, praktisch täglich mindestens einmal mit Lastwagen und Anhänger in den Rheinhafen Birsfelden zu fahren — ein wirtschaftliches und billiges Unternehmen!

Man könnte noch Seiten füllen mit der weiteren Aufzählung von Mängeln und Unzulänglichkeiten des bestehenden Theatergebäudes. Ich bin aber der Auffassung, daß diese kurzen Streiflichter genügen und die angeführten Beispiele klar zeigen, daß ein Neubau ein Erfordernis darstellt, das so rasch als möglich verwirklicht werden muß. Hier ist wohl die Feststellung am Platz, die keinesfalls überspitzt ist: der Zustand

des alten Theatergebäudes ist der Stadt Basel nicht würdig, um so mehr als sich unser Gemeinwesen sonst so gerne seiner Aufgeschlossenheit und Großzügigkeit gegenüber kulturellen Institutionen rühmt.

Die Auskunft, welche die Regierung im vergangenen Herbst auf Anfrage hin erteilte, in frühestens acht Jahren könne mit dem Bezug des Neubaus gerechnet werden, ist allerdings nicht sehr ermutigend. Die Gewißheit, noch weitere acht Spielzeiten unter den gleichen Bedingungen zu arbeiten, ist deprimierend und stellt die Betroffenen vor die Frage, ob der Betrieb so lange Zeit ohne Gefährdung weitergeführt werden kann. Am guten Willen aller am Theater Beschäftigten, diese lange Zeitdauer trotz der vorhandenen Mängel und Mißstände durch intensive Arbeit, Beschränkung und Improvisation zu überbrücken, fehlt es gewiß nicht. Die Hoffnung, daß nach der langen Wartezeit ein Theatergebäude zur Verfügung stehen wird, das im richtigen Sinne als «modern» bezeichnet werden kann, ein Theatergebäude, das der heutigen veränderten Struktur der Spielweise Rechnung trägt, wird sie in dem notwendigen Durchhaltewillen bestärken.

Aber nun stellt sich die Frage: Ist eine solche fortschrittliche Lösung geplant? Wird das neue Theater der heute gültigen Form gerecht werden?

Auf Grund ernsthafter Studien der Theaterverhältnisse in Basel und im Auslande bin ich zur festen Überzeugung gelangt, daß die vorgesehene Baukonzeption nicht den Bedürfnissen unserer Stadt entspricht, sondern dazu führen wird, ein bereits seit Kriegsende überholtes System durch den geplanten Neubau für weitere fünfzig Jahre in Basel fest zu verankern, wodurch unsere Stadt in diesem Kunstsektor notgedrungen auf ein Provinz-Niveau absinken könnte, das der Bedeutung Basels einfach nicht entspricht. Ein Theaterneubau muß doch, wie ein Spitalgebäude, auf weite Sicht, im Hinblick auf die Zukunft, auf mindestens fünfzig Jahre hinaus gebaut werden, da die finanziellen Aufwendungen sehr erheblich sind. Dementsprechend sollte die Konzeption fortschrittlich, zumindest dem heutigen Stand der Darstellungskunst angepaßt sein.

Die zurzeit aber vertretene Konzeption, auf welcher auch die Wettbewerbsbedingungen basieren, entspricht nicht den heutigen Bedürfnissen. Es ist die des sogenannten «Mehrzwecktheaters» ohne Kammerspielhaus. Der Ausdruck «Mehrzwecktheater» bedeutet, daß in ein und demselben Hause alle Kunstgattungen und alle Aufführungen, nämlich die der Oper, des Balletts, des Schauspiels und der Operette, dargeboten werden müssen. Um meine Behauptung, ein Mehrzwecktheater ohne Kammerspielhaus entspreche nicht den Basler Bedürfnissen, zu belegen, bedarf es einiger Erklärungen über den Aufbau und die Struktur unseres Theaterbetriebes und der Theaterverhältnisse im allgemeinen:

Während man noch vor zwanzig Jahren an unserem Theater pro Spielzeit vierzig Neuinszenierungen herausbrachte, sind es heute deren vierundzwanzig, eine Zahl, die im Vergleich zu anderen Theatern unserer Größe eine kaum vorstellbar große Produktion darstellt. Anlässlich der diesjährigen deutschsprachigen Theatertagung in Luzern sprachen Theaterleiter, die Instituten vergleichbar mit dem unsrigen vorstehen, von dem «Wahnsinn» ihrer Überproduktion von vierzehn Neueinstudierungen pro Saison. Diese Tendenz der Produktionsverminderung ist in ganz Europa gültig. Die Konkurrenz des Films, der Schallplatten und der Television zwingt die Theater, ihre Produktion in größter Perfektion herauszubringen, eine Erscheinung, der sich ja auch die Privatwirtschaft nicht verschließen kann. Beim Theater bedeutet aber Perfektion, falls man die Kosten nicht ins Unermeßliche steigern will, Beschränkung der Produktion. Was früher der Regisseur in zwei bis drei Tagen «arrangierte», bevor es als Premiere herauskam, benötigt heute wochenlange Detailarbeit; wenn früher — auch noch zu Weingartners Zeiten — zwei bis drei Orchesterproben ausreichten, um eine Oper einzustudieren, so bedarf es heute deren acht und mehr, da der Zuhörer auf Grund von Schallplattenwiedergaben Perfektion als Selbstverständlichkeit hinnimmt. Die Produktionsverminderung zugunsten der Qualitätsverbesserung geht so weit, daß es sich zum Beispiel Intendant Felsenstein in Ostberlin leisten kann, für eine Oper eine Probezeit von sechs Monaten zu beanspruchen, wäh-

rend die Städtische Oper Berlin (West), Stuttgart, Frankfurt etc. in der Regel mit sechs Neueinstudierungen pro Saison herauskommen.

Die Verteilung der für die laufende Spielzeit 1959/60 vorgesehenen vierundzwanzig Neueinstudierungen ist die folgende: 8 Opern, 2 Ballettabende, 9 Schauspiele, 4 Operetten und 1 Märchen. Unter Berücksichtigung der den Künstlern vertraglich garantierten sechs Wochen Ferien stehen also pro Werk zwei Wochen Bühnenproben, inklusive Sonn- und Feiertage, zur Verfügung; dies stellt bei den heutigen komplizierten technischen Anforderungen eine sehr kurze Zeitspanne dar, wenn man dagegen die größeren deutschen Theater vergleicht, bei denen pro Werk acht Wochen vorgesehen sind.

Auch in Basel wird eine weitere Reduktion der Premierenzahl unvermeidlich sein; nicht nur der künstlerische, sondern auch der technische Betrieb erfordert dies. Damit verstärken sich aber die Schwierigkeiten und Probleme in bezug auf die fachgemäße Beschäftigung des künstlerischen Personals. Im Gegensatz zu den meisten anderen Berufsgruppen verlangt der Bühnenkünstler möglichst große Beschäftigung. Er ist nicht damit zufrieden, jeweils Mitte und Ende Monat seine Gage einkassieren zu können, sondern er will dafür auch entsprechende Arbeit leisten. Anders gesagt: der Bühnenkünstler wünscht möglichst viele große Rollen zu spielen. Wenn wir heute mit einem qualifizierten Sänger oder Schauspieler einen Engagements-Kontrakt abzuschließen wünschen, stellt dieser nicht nur bezüglich seiner Bezahlung, sondern auch seiner Beschäftigung Forderungen, die ein Bestandteil des Anstellungsvertrages sind. Während in der Oper dieses Problem leichter gemeistert werden kann, da nur die ersten Fachvertreter solche Beschäftigungsformen erheben können, ist es beim Schauspiel bedeutend schwieriger, bei nur neun oder weniger Inszenierungen pro Spielzeit jeder Darstellerin und jedem Darsteller die gewünschte Anzahl großer Rollen zuzusichern. Nehmen wir als Beispiel das Fach der sogenannten «Mütterspielerin»: Ist sie eine erste, bestqualifizierte Darstellerin, wird sie vor Vertragsabschluß vier bis fünf Hauptrollen für sich beanspruchen. Wie soll da ein abwechslungsreicher Spielplan konzi-

piert werden? Aber selbst wenn eine Berücksichtigung dieses Wunsches möglich wäre, wie können die Rollenforderungen der übrigen Fachkräfte in den nur neun Werke umfassenden Spielplan eingebaut werden?

So stehen sich also die beiden Forderungen diametral gegenüber: einerseits Reduktion der Premierenzahl, andererseits genügende Fachbeschäftigung der Darsteller. Um diese beiden Forderungen auf einen Nenner zu bringen, gibt es nur zwei Möglichkeiten:

1. Betrieb zweier getrennter Theater, nämlich eines Opernhauses (mit Oper, Operette und Ballett) und eines Schauspielhauses. Diese Lösung haben die meisten Großstädte gewählt, u. a. auch Zürich. Für Basel wird sie aus Kostengründen kaum in Frage kommen, wird doch das Engagement eines zweiten Orchesters notwendig, das jährlich zusätzlich rund eine Million Franken kostet. Die Gesamtaufwendungen für den Betrieb zweier solcher Theater würde gegen fünf Millionen Franken jährlich betragen, eine Summe, die von den Baslern kaum akzeptiert würde. Außerdem wäre wahrscheinlich der Interessenkreis zu klein, um jeden Abend zwei große Theater zu füllen.

2. Der Betrieb eines Mehrzwecktheaters, gekoppelt mit einem Kammerspieltheater unter gemeinsamer Leitung. Diese Lösung wäre die wirtschaftlichste, würde die Probleme der Produktionsbeschränkung sowie der Fachbeschäftigung der Künstler meistern und hat sich zudem in praktisch allen Städten Deutschlands unserer Größe bereits ausgezeichnet bewährt. Im Idealfall (und den könnten wir ja in Basel mit dem Theaterneubau herbeiführen!) sind die beiden Theater in ein und demselben Gebäude untergebracht zwecks möglicher Rationalisierung des Betriebes und Senkung der Kosten. Die Werkstätten, Magazine, Garderoben, überhaupt alle Betriebsräume dienen gemeinsam beiden Theatern. Das große Haus, so wollen wir nun das Mehrzwecktheater nennen, müßte ca. 1400 Personen Platz bieten, um möglichst große Eigeneinnahmen sicherzustellen und die Tagespreise niedrig halten zu können, das kleine Haus dagegen höchstens 350 bis 400.

Die Vorteile eines solchen gekoppelten Betriebes sind außer-

ordentlich groß: die finanziellen Aufwendungen durch die öffentliche Hand werden kaum höher sein als für den Betrieb eines einzigen Theaters; die Vorstellungen, besonders die des Schauspiels, erleben eine qualitative Steigerung, wie ich anschließend zu erklären versuchen werde; die Wirtschaftlichkeit des technischen und künstlerischen Betriebes erhöht sich bedeutend, und der Zuzug qualifizierter Kräfte wird wegen der befriedigenden künstlerischen Einsatzmöglichkeit gefördert.

Die Aufteilung der einzelnen Vorstellungen wäre in einem solchen gekoppelten Betrieb ungefähr die folgende:

Großes Haus: 7 Opern, 2 Ballette, 4 Operetten, 4 Schauspiele = total 17 Neuinszenierungen; kleines Haus: ca. 17 Schauspiele und musikalische Lustspiele.

Oper und Ballett würden praktisch im bisherigen Rahmen herausgebracht werden, mit dem Vorteil, daß infolge des vergrößerten Zuschauerraumes für diese besonders beim Publikum großen Anklang findenden Aufführungen Tausende von Plätzen zusätzlich zur Verfügung stünden. Das Schauspiel aber würde am meisten vom Zweihäuser-System profitieren. Hier könnte der Spielplan mit etwa einundzwanzig Werken die ganze dramatische Literatur von der Antike bis zur Moderne umfassen; die großen Werke hätten im 1400plätzigem Theater den geeigneten Raum, während alle modernen Stücke im Kammerspieltheater aufgeführt werden könnten, dem einzig richtigen Rahmen für dieses Genre von Werken, für welche in Anbetracht des neuen Darstellungsstils das große Haus mit den weiten Dimensionen und dem Orchestergraben den Tod bedeutet.

Zurzeit beschäftigen wir ein Schauspiel-Ensemble von insgesamt zweiundzwanzig Darstellerinnen und Darstellern. Mit dem auf rund vierzig Personen erweiterten Spielkörper wäre es endlich möglich, in Basel die großen Klassiker wie Wilhelm Tell, Egmont, Wallenstein wieder aufzuführen. Dank dieses gemeinsamen Ensembles, welches eine individuellere Besetzung der einzelnen Rollen gewährleisten würde, könnten auch im Kammertheater qualitativ hochstehende Aufführungen geboten werden. Das im großen Hause nicht voll ausgenützte Ope-

retten-Ensemble hätte Gelegenheit, im kleinen Haus eingesetzt zu werden, wodurch das musikalische Lustspiel in guter Qualität und in kleinerem Rahmen wieder zu seinem Recht käme.

Es führte zu weit, alle Vorteile, die ein gemeinsames Ensemble unter einheitlicher Leitung durch die Bespielung zweier Häuser in sich schließt, hier aufzuzählen; es sei lediglich nochmals festgestellt, diese wären außerordentlich groß und vieltalig und würden das Theaterleben unserer Stadt bereichern.

Daß aber diese Lösung bei der Projektierung des Theaterneubaues keine Berücksichtigung finden konnte, hat, wie ich annehme, seine gewichtigen Gründe. Diese können nach meinen Überlegungen nur die folgenden sein: 1. der Bau zweier Theater ist teurer als derjenige eines einzigen, 2. die Angliederung eines Kammerspielhauses zum großen Haus würde die Interessen der «Komödie» tangieren und dieses privatwirtschaftlich geführte Unternehmen infolge des mit staatlichen Mitteln gebauten Hauses eventuell konkurrenzieren.

Der Hinweis auf die Mehrkosten, die der Bau eines kleinen Hauses verursache, ist meiner Meinung nach kaum stichhaltig, da bei den großen Aufwendungen, die ein Theaterneubau verlangt — man spricht von zwölf Millionen Franken und mehr —, dieser relativ geringe Betrag ein so wichtiges Projekt nicht zum Scheitern bringen dürfte.

Was die Konkurrenzierung der «Komödie» betrifft, so ließe sich auch hier bestimmt eine Lösung finden, die den Interessen dieses Institutes, das seine Verdienste um das Basler Theaterleben hat, gerecht wird. Es sollte auf jeden Fall nichts unversucht gelassen werden, ein zweckmäßiges Projekt zu verwirklichen. Ein Bauvorhaben von derart großer kultureller Bedeutung für die kommenden Generationen ruft nach einer großzügigen und vernünftigen Planung. Wiederholen wir nicht noch einmal die Fehler unserer Vorfahren, welche die Gegebenheiten der Vergangenheit und nicht der Zukunft als Maßstab genommen haben. Der neue Theaterbau darf nicht wieder ein Schildbürgerstreich werden, der den Bürgern statt Freude nur vermeidbaren Ärger für ein weiteres halbes Jahrhundert bringt.